

Wenn das Leben eine neue Sprache spricht

Der Eintritt in die Berufswelt, Hochzeit, Pensionierung: Solche Ereignisse sind einschneidende Lebensmomente. Was passiert, wenn Menschen in diesen Situationen in ein fremdsprachiges Umfeld kommen? Diese Frage beschäftigt Forscherinnen an der Universität Bern.

Von Astrid Tomczak-Plewka

Ein junger Jurassier will eine Verkaufslehre machen. Er findet eine Lehrstelle in Biel, wo er auch die Berufsschule besucht. Seine Muttersprache ist Französisch, seine Freunde sind Jurassier, kurz: Sein ganzes Umfeld spricht Französisch. Die Berufsschule im zweisprachigen Biel kann er zwar auf Französisch absolvieren, doch schon in den ersten Tagen in der Kleiderboutique ist der Lehrling mit Kunden konfrontiert, die Schweizerdeutsch sprechen. Er ist also gezwungen, sein Schuldeutsch hervorzukramen – und sei es auch nur so viel, dass er seine Kundschaft wenigstens versteht.

Lieber Deutsch als Dialekt

In ihrer Doktorarbeit an der Universität Bern untersucht Nathalie Dulio, wie sich die Sprachkenntnisse junger Leute in einer solchen Situation im Laufe der Zeit verändern. Ihr vorläufiger Befund: «Manche Lehrlinge sprechen gegen Ende ihrer Lehrzeit fast nur noch Schweizerdeutsch, vor allem dann, wenn sie viel Kundenkontakt haben.» Andererseits gibt es auch junge Berufsleute, die ihrer Muttersprache treu bleiben und in Bezug auf die zweite Sprache kaum etwas dazu gelernt haben. Als Beispiel nennt Dulio einen französischsprachigen Uhrmacherlehrling aus dem Wallis, der kaum Kundenkontakt hat und deshalb auch nicht gezwungen ist, einen Deutschschweizer Dialekt zu lernen. Eine weitere Beobachtung der Doktorandin: Jurassier lernen eher Hochdeutsch als Dialekt, weil sie ihre Zukunft in ihrem Heimatkanton sehen und deshalb keinen Sinn darin erkennen, Dialekt zu lernen.

Für ihre Arbeit hat Nathalie Dulio 462 Fragebogen an Lehrlinge der beiden Bieler

Berufsschulen verteilt und ausgefüllt zurück erhalten. 20 erklärten sich zu einem persönlichen Gespräch bereit. Dass sich nicht mehr Gespräche ergaben, ist zwar nicht ungewöhnlich; in diesem Fall spielen aber auch ökonomische Gründe eine Rolle. Arbeitgeber seien nicht unbedingt bereit, ihre Lehrlinge für ein solches Projekt freizustellen, denn: «Jedes Interview ist ein Verlust von Arbeitszeit», sagt Dulio, die für ihre Studie auch mit verschiedenen Experten – Lehrkräften, Unternehmern, Fachleuten aus der Erziehungsdirektion – gesprochen hat. Eine grosse Hilfe war ihr dafür das «Forum de bilinguisme», das Unternehmen auszeichnet, welche die Zweisprachigkeit fördern – bei diesen Unternehmen wurde Dulio fündig.

Was die Gesellschaft mit der Sprache macht

Die Forschungsarbeit ist Teil eines gross angelegten «Sinergia»-Projekts des Schweizerischen Nationalfonds, an dem nebst Bern auch die Universitäten Freiburg (CH) und Lund (Schweden) beteiligt sind. Unter dem Titel «Mehrsprachigkeit und Lebensalter» beleuchten vier Teilprojekte verschiedene Aspekte des Spracherwerbs und -gebrauchs. Die Berner Forschenden konzentrieren sich dabei auf soziolinguistische Aspekte entsprechend der Ausrichtung des «Center for the Study of Language and Society», das als einziges universitäres Institut der Schweiz einen Masterstudiengang in Soziolinguistik anbietet. Was aber ist Soziolinguistik? «Soziolinguistik untersucht die Wechselwirkungen zwischen der Sprache und der Gesellschaft», erklärt Etna Krakenberger.

Die Romanistin ist ebenfalls Doktorandin am Sinergia-Projekt. Sie beschäftigt sich in ihrer Dissertation mit Menschen zwischen 58 und 75 Jahren, also rund um die Pensionierung, und zwar sowohl solchen mit Muttersprache Schweizerdeutsch als auch Italienerinnen und Italiener.

«Es bizeli» Italiano, «e kli» Deutsch

Auch Krakenberger verschickte zunächst 500 Fragebogen an zufällig ausgewählte italienischsprachige Seniorinnen und Senioren in Bern. Der Rücklauf war gering, worauf die Forscherin ihre Nachbarschaft im Westen Berns abklapperte und so je 15 Personen der beiden Gruppen persönlich treffen konnte. Ihre Hauptfrage: «Was passiert mit der Sprachkompetenz, wenn Menschen von der Arbeitswelt getrennt werden?» Bei den Befragten mit italienischem Hintergrund hat sie vor allem ein Problem ausgemacht: «Viele von ihnen waren früher in ihrem beruflichen und privaten Umfeld vor allem mit Dialekt und Italienisch konfrontiert.» Daraus hat sich eine eigene Sprache entwickelt, in der sich in einem Satz italienische Wörter, Standarddeutsch und schweizerdeutscher Dialekt abwechseln. Wenn Behördengänge zu erledigen oder Formulare auszufüllen waren, haben sich die Italienerinnen und Italiener oft Hilfe von ihren hier geborenen Kindern geholt.

Im Alter hingegen verändern sich die Kontakte zur Aussenwelt: So häufen sich beispielsweise die Besuche im Spital – sei es, dass sie selber in Spitalpflege kommen oder jemanden besuchen. «Viele haben dann Schwierigkeiten, weil sie plötzlich eine deutsche Ärztin vor sich haben,



Wenn sich Erwachsene eine neue Sprache aneignen müssen, ist dies alles andere als kinderleicht. © Fotolia

aber nie richtig Deutsch gelernt haben», so Krakenberger. Angebote wie der «Club 70» – ein Treffpunkt für italienische Migranten im Pensionsalter, in dessen Rahmen auch ein Deutschkurs stattfindet – würden deshalb gerne genutzt. Dies trifft allerdings vor allem auf Frauen zu, die in der Lage sein wollen, den «Papierkram» ohne die Hilfe ihrer Kinder zu erledigen. Männer, so Krakenberger, seien nach wie vor eher am Berndeutsch interessiert, weil sie vor allem ihren Kollegenkreis pflegten.

Gibt es auch Gemeinsamkeiten mit den Seniorinnen und Senioren schweizerdeutscher Herkunft? Wichtig ist für beide Gruppen die Enkelgeneration: «Bei den Italienern bringen oft die Grosseltern ihren Enkeln Italienisch bei, weil sie es zu Hause nicht mehr sprechen», so Krakenberger. Bei Schweizerinnen sei es oft so, dass sie über fremdsprachige Partnerinnen oder Partner ihrer Kinder eine neue Sprache entdecken und diese lernen wollen, damit sie innerhalb der Familie besser kommunizieren können.

Ein neuer Markt

Die Schweizerinnen und Schweizer, die Etna Krakenberger befragt hat, sehen die Pensionierung oft als Chance, noch einmal eine neue Sprache zu lernen. Zudem betrachteten viele ältere Leute Sprachkurse als Gehirnjogging, eine Art Prävention gegen Altersdemenz. Dabei spielt natürlich auch die ökonomische Situation eine Rolle. Also beispielsweise die Frage, ob sich jemand früher pensionieren lassen kann oder aus gesundheitlichen Gründen gezwungen ist, in Rente zu gehen. Der Abschied von einem langen Berufsleben spielt in dieser Phase

eine wichtige, auch emotionale Rolle. Das kann sich auch auf der Sprachebene zeigen. So hat einer der Schweizer Interviewpartner erklärt: «Nach der Pensionierung habe ich mich richtig sprachlos gefühlt. Ich konnte mich nicht mehr mit meinen Arbeitskollegen geistig auseinandersetzen, sondern nur noch über den Haushalt sprechen.» Angesichts solcher Aussagen erstaunt es nicht, dass spezielle Sprachkurse für Seniorinnen und Senioren einen wachsenden Markt darstellen: Es gibt 50-Plus-Kurse, aber auch Sprachreisen, die Sprache mit kulturellen, gastronomischen und historischen Erlebnissen des jeweiligen Landes verbinden.

Spezielle (Dialekt-)Sprachkurse sind übrigens auch bei den Bieler Lehrlingen gefragt, wie Nathalie Dulio festgestellt hat. «Eigentlich bin ich davon ausgegangen, dass das Bedürfnis nicht so gross ist», sagt sie. «Aber offenbar sind die herkömmlichen Sprachkurse zu wenig an die ganz praktischen Bedürfnisse der Lehrlinge angepasst.» Sie wollen vor allem wissen, wie sie ihren Alltag mit Kundenkontakten sprachlich besser meistern können.

Von der Biografie zur Forschung

Dass Nathalie Dulio und Etna Krakenberger sich ausgerechnet mit Mehrsprachigkeit beschäftigen, hat auch mit ihren jeweiligen Biografien zu tun: Etna Krakenberger war bereits früh in ihrem Leben mit Italienisch konfrontiert, weil ihre Familie eine Weile in Sizilien lebte und sie dort den Kindergarten besuchte. Schon in ihrer Maturaarbeit beschäftigte sie sich mit der Mehrsprachigkeit, später war sie als Erasmus-Austauschstudientin in Palermo. «Meine Dissertation

Der Dialektindikator

Um zu testen, wie gut ihre Studienteilnehmenden Schweizer Dialekt verstehen, haben die Berner Doktorandinnen einen «Dialektindikator» entwickelt. Dabei handelt es sich um einen simulierten Dialog: Im Video stellt ein Mann den Testpersonen verschiedene Fragen auf Berndeutsch. Die Befragten geben ihre Antworten am Computer ein. Diese Antworten müssen manuell ausgewertet werden. Der Berner Dialektindikator eignet sich also nicht für eine breite, quantitative Anwendung. Er erlaubt es aber, Lernfortschritte festzustellen oder den Kenntnisstand verschiedener Personen zu vergleichen sowie innerhalb eines Interviews in einer Fremdsprache an möglichst natürliche Sprachdaten zu gelangen.

war also schon etwas vorgespurt», sagt sie. Auch Nathalie Dulio wuchs mit verschiedenen Sprachen auf: Ihre ersten Jahre verbrachte sie in Visp, während ihre Eltern in Hamburg wohnten. Später zog die Familie in die USA, nach Toronto und Mailand und schliesslich ins Wallis. «Meine Biografie hat meine Studienwahl sicher beeinflusst», sagt Dulio: «Soziolinguistik schien ideal zu passen.» Bis heute hat sie es nicht bereut – und sie hofft, dass ihre Arbeit vielleicht dazu beiträgt, die Hürden der Mehrsprachigkeit im Alltag etwas abzubauen. Etna Krakenberger wiederum hat schon eine ganz praktische Anwendung ihrer wissenschaftlichen Betätigung gefunden: Sie ist nämlich neue Lehrkraft im «Club 70».

Kontakt: Nathalie Dulio, Institut für Sprachwissenschaft, nathalie.dulio@isw.unibe.ch
Etna Krakenberger, Institut für Italienische Sprache und Literatur, etna.krakenberger@rom.unibe.ch

Autorin: Astrid Tomczak-Plewka ist freie Journalistin, info@dastextwerk.ch